

Rebekka Horlacher

13.1.2006



Angelika Epple, Peter Haber (Hrsg.),
unter Mitarbeit v. Patrick Jucker-Kupper.
**Vom Nutzen und Nachteil des Internet
für die historische Erkenntnis.**
Version 1.0. Geschichte und Informatik /
Histoire et Informatique, Vol. 15 • 2004.
Zürich: Chronos, 2005. 202 Seiten.

Der vorliegende Band versammelt Tagungs- und Workshop-Beiträge zum Thema «Neue Medien und historische Forschung». Diese Kombination klingt auf den ersten Blick etwas gewagt, hält man sich aber vor Augen, dass 2002 und 2004 der begehrte Medida-Prix an historische E-Learning-Projekte verliehen wurde (Ad fontes und pastperfect.at) stellt sich viel eher die Frage, ob «die Geschichtswissenschaft ... zur Speerspitze der E-Learning-Bewegung» gehört (S. 5).

Die einzelnen Beiträge dieses Bandes beschäftigen sich mit dieser Frage bzw. beleuchten aus verschiedenen Perspektiven unterschiedliche Aspekte des Umgangs und der Einsatzmöglichkeiten Neuer Medien. Das Spektrum reicht dabei von grundsätzlichen Überlegungen zu Möglichkeiten und Gefahren im Umgang mit den Neuen Medien, über Darstellung historischer Stätten im Internet im Sinne eines virtuellen Museumsbesuchs bis hin zu

geschichtsdidaktischen Reflexionen und Präsentationen von Online-Lernplattformen. Im Vorwort referieren die beiden Herausgeber Angelika Epple und Peter Haber die Hauptfrage sowohl der Tagung als auch des Workshops: Verändert der Einsatz von Neuen Medien die historische und historiographische Forschung? Bestimmt das Medium den Inhalt (S. 6f.)? Dabei weisen sie darauf hin, dass diese Fragen keine neuen medien-theoretischen Überlegungen seien, sondern auch schon bei der Einführung des Computers diskutiert wurden. Die Frage stelle sich aber in Bezug auf das Internet neu, da hier neue Möglichkeiten der Verlinkung und Vernetzung entstehen, die die traditionelle Linearität von Erzählungen in Frage stellen.

Die inhaltliche Bandbreite der Publikation ist gross und widerspiegelt damit auch die Vielfalt dessen, was unter Geschichte und Neue Medien zusammengefasst werden kann. Ich möchte hier deshalb auf einzelne Aspekte bzw. Beiträge näher eingehen, die mir aufgrund ihrer Fragestellung als besonders weiterführend oder diskussionswürdig erscheinen. Im Vordergrund stehen dabei grundsätzliche Überlegungen zur Veränderung der Erzählstruktur durch Online-Historiographie, zu Möglichkeiten und Gefahren der Geschichtsdarstellung im Internet und zu konkreten Projekten des E-Learnings.

Die Co-Herausgeberin Angelika Epple untersucht in ihrem eigenen Beitrag «Verlinkt, vernetzt, verführt – verloren? Innovative Kraft und Gefahren der Online-Historiographie» die Frage, «ob mittels Verlinkung und Hypertext die Geschichtserzählung in ein interaktives Netzwerk aufgelöst wird und ein Paradigmenwechsel stattfindet» (S. 15). Sie geht dabei davon aus, dass die Art der Geschichtsschreibung eng mit der Verfasstheit einer Gesellschaft zusammenhängt. Die Geschichtsschreibung gibt somit nicht nur Aufschluss über die jeweilige Vergangenheitskonstruktion einer Gesellschaft, sondern auch über ihre Gegenwarts- und Zukunftsvorstellungen (S. 16). Das verbindende Element jeder Geschichtsschreibung seit dem Historismus sei die Erzählstruktur. Immer stehe die Darstellung einer oder mehrerer Geschichte(n) im Vordergrund, wobei sich die Auswahl der Träger der Erzählung den historiographischen Vorlieben einer Zeit unterwerfe. Seien die Erzählungen im 19. Jahrhundert um «grosse Männer» oder «grosse Nationen» herum organisiert gewesen, so sei diese Form im 20. Jahrhundert von den Stichworten «Klasse», «Gruppe», «Mentalität» oder «Struktur» abgelöst worden (S. 21).

In einem gewissen Sinne erfülle nun die Online-Historiographie die Träume des Aufklärungshistorikers: Der Erzähler werde durch die Möglichkeiten der Vernetzung und Verlinkung in den Hintergrund gedrängt und Quellen durch die Digitalisierung überall einsehbar. Die Gefahr bestehe jedoch, das als Realität zu begreifen, das digital vorhanden sei (S. 24). Das sei umso mehr ein «Problem», als historische Seiten im Internet in der Regel von «Hobbyhistorikern» verfasst werden und sich die wissenschaftliche Disziplin das Internet in der Regel nur als Informationslieferanten und nicht als Ort der Verbreitung wissenschaftlicher Erkenntnis zunutze mache. Ein zusätzliches Problem sieht Epple zudem in der «Verfassernamenslosigkeit» des Internets. Beiträge würden in der Regel nicht mit Namen gekennzeichnet, erhalten aber aufgrund ihres lexikonartigen Stils trotzdem eine Autorität, die oft nicht mehr hinterfragt werde. Traditionelle Verfahren der Quellenkritik würden somit ausgeschaltet und die Qualität der Quellen keiner kritischen Würdigung unterzogen (S. 27). Der Vorteil der Online-Historiographie sei jedoch die Aufhebung der strikten Linearität und die Hervorhebung der eigenen Konstruktion von Geschichte. Dass immer wieder andere Links angeklickt werden können unterstreiche die Bedeutung der Konstruktion in der Historiographie. Diese Überlegungen führen Epple zum Fazit, dass die Überschreitung der klassischen Erzähltradition in der Historiographie kein ausschliessliches Privileg einer Online-Historiographie ist, sondern sehr viel häufiger in dem traditionellen Medium Buch angewandt würden (S. 29). Die Auflösung der Linearität der Erzählung, die Verwendung von Hypertext und Links, die Auflösung der Abgeschlossenheit von Erzählungen, die Einbindung des Rezipienten und der Tod des auktorialen Erzählers sei folglich *kein* Privileg der Online-Historiographie, sondern eine neue Möglichkeit einer innovativen Geschichtsschreibung unabhängig vom Medium der Verschriftlichung.

Peter Haber geht in seinem Beitrag «Google-Syndrom: Phantasmagorie des historischen Allwissens im World Wide Web» auf die Allmachtserwartungen ein, die oft im Zusammenhang mit den Möglichkeiten des Internet formuliert werden. Ein alter Traum der Menschheit, «alles zu wissen», erhalte durch das Internet neue Nahrung und Yahoo, Google oder Wikipedia seien Ausdruck dieses «Wunsches nach Allwissenheit». Oft werde dabei aber vergessen, dass es illusorisch sei zu glauben, dass sämtliche analog vorhandenen Informationen je digitalisiert würden, womit auch das im Internet vorhandene Wissen immer nur ein Ausschnitt einer bestimmten Realität abbilde. «Tatsächlich suggerieren die Suchhilfen des WWW einen

umfassenden Anspruch, dem sich die Nutzerinnen und Nutzer nur schwer entziehen können» (S. 77). Das fördere die Generierung von Verzeichnissen, die die vielen einzelnen Informationen zugänglich machen, wobei sich auch hier zeige, dass dieses System keine Neuerfindung sei, sondern als Prinzip auf eine lange Geschichte zurückblicken könne (Bibliothekskataloge). Ein markanter Unterschied bleibe jedoch festzustellen. Während traditionelle Kataloge immer das Resultat einer Interpretation seien, ermöglichen Volltextrecherchen einen ungefilterten Zugang zur Datenbasis, wenn dabei gewisse Eigenheiten des Computers wie das Nichtverzeihen von orthographischen Abweichungen oder das Nichterkennen von Synonymen berücksichtigt werden. Andererseits würden die Suchstrategien der Datenbank nicht öffentlich gemacht, sondern als Geschäftsgeheimnis gehütet. Damit entsprächen sie gerade *nicht* der modernen Tradition der Wissensverbreitung, wofür die *Encyclopédie* von Diderot und d'Alembert als exemplarisches Beispiel gelten könne (S. 79), und es bleibe deshalb auch hier ein Wermutstropfen in der angestrebten «Öffentlichkeit» bestehen.

Einen ähnlichen Fokus nimmt auch der Beitrag von Stefanie Krüger «Die Erschliessung digitaler und analoge Suchräume: Anforderungen an heuristische Verfahren» ein. Sie thematisiert den Einfluss der Suchstrategien auf die Generierung wissenschaftlicher Daten und kann nachweisen, dass das Wissen im Internet nicht «einfach so» zugänglich ist, sondern wie traditionelles Wissen durch geeignete Suchstrategien «entdeckt» werden muss. Sie weist zudem darauf hin, dass sich gerade die Geistes- und Kulturwissenschaften mehr damit beschäftigen sollten, die Entwicklung von Suchstrategien nicht einfach den Technikern zu überlassen, sondern sich aktiv einbringen sollten, gerade weil man mit einer technisch unterstützten Suche nur das finde, was man bei der Konstruktion der Technik auch zu finden im Blick gehabt habe (S. 105).

Ein etwas anderes Thema beschäftigt Sabine Schindler («Real History and Virtual Pasts: Amerikanische historische Stätten im Internet»). Sie untersucht die Darstellung amerikanischer historischer Stätten im Internet und geht dabei der Frage nach, wie sich die «grossen Gründungsmythen» der amerikanischen Geschichte (Plimoth Plantation, Mount Vernon, Colonial Williamsburg) im Netz präsentieren bzw. wie sich die Tradition der *living-history*-Museen virtuell umsetzen und damit historische Wissensbestände einem noch breiteren Publikum zugänglich gemacht werden. Die Vorteile des *living-history*-Konzepts – ein «Eindruck von Lebendigkeit, Ganzheit-

lichkeit, Interaktivität und Authentizität, der beim Publikum gut ankommt» (S. 109) – könne dabei auf virtueller Basis noch erfolgreicher umgesetzt werden, wobei auch die Problempunkte dieser Art von Geschichtsvermittlung konstant blieben bzw. noch deutlicher zum Ausdruck kommen. Anhand von ausgewählten Beispielen zeigt sie auf, wie etwa mit dem Thema «Sklaverei» umgegangen wird. Schon beim Besuch vor Ort stünden die objekthaften Ausstellungsstücke wie Häuser, Mobiliar oder andere Artefakte im Vordergrund, auf einer virtuellen Tour werde die Fokussierung auf diese Gegenstände noch deutlicher und der breitere Kontext noch stärker in den Hintergrund gedrängt. Sei etwa bei einer Führung eine kontextuelle Informationsvermittlung möglich, schränken sich diese Möglichkeiten bei der virtuellen Tour massiv ein, da hier der «Besucher» selber auf weitere Informationen klicken müsse, diese gewissermassen nur auf explizites Nachfragen verfügbar seien. Das bedeute, dass die strukturelle Anordnung der Inhalte eine noch grössere Rolle spiele, wobei gleichzeitig versucht werde, den Erwartungen der Besucher noch stärker entgegenzukommen. Damit spricht Schindler ein grundsätzliches Problem der virtuellen Darstellung an. Geschichte ist nicht mehr «nur» eine sprachliche Erzählung, sondern ebenso ein ästhetisches Ereignis und als solches einer eigenen «Sprache» unterworfen (S. 118). Die Darstellung historischer Ereignisse konzentriert sich naheliegenderweise auf diejenigen Momente, die ästhetisch «gut» umsetzbar sind, womit sich hinter der Ästhetisierung auch eine Auswahl verbirgt, die aber nicht explizit gemacht wird. Wie Schindler dabei an ihren amerikanischen Beispielen schön aufzeigen kann, fördert das eine romantisierende und verniedlichende Geschichtsschreibung. Dabei zeigt sich aber auch, dass diese beschönigende Geschichtsschreibung nicht das Privileg der Online-Präsentation ist. Sie widerspiegelt nur Geschichtsbilder, die ebenso in den materiellen Vorbildern präsent sind. Die Frage sei also nicht, so das Fazit, ob Geschichte virtuell oder real vermittelt werde, sondern *welche* Geschichte vermittelt werde. Und in dieser Hinsicht hätten die «grossen» Stätten der amerikanischen Geschichte noch einigen Nachholbedarf (S. 129).

Ein ähnliches Thema spricht auch der Artikel von Stephanie Marra an, die die Präsenz von deutschsprachigen Geschichtsangeboten im Internet untersucht hat («Geschichtsangebote im Internet: Populäre Rezeption und wissenschaftliche Vermittlung»). Sie kommt dabei zum Schluss, dass die bekannten Seiten hauptsächlich von fachfremden Autoren unterhalten werden, die sich inhaltlich eher durch Popularität und Unwissenschaft-

lichkeit auszeichnen. Sodann geht sie der Frage nach, inwieweit genuin historische Seiten eine breite Öffentlichkeit ansprechen können. In diesem Zusammenhang bedient sie sich einer Argumentation, die im Kontext medienpädagogischer Überlegungen immer wieder genutzt wird: Es geht darum, «richtige», «gute» oder «sinnvolle» Inhalte bereitzustellen und die «schlechten», «pädagogisch nicht wertvollen» möglichst zu verdrängen (S. 137). Damit wird deutlich, dass die Medienpädagogik wohl am falschen Ende ansetzt, wenn sie diesen Anspruch einfordern will, da sie gleichzeitig auch immer wieder die eigene Unfähigkeit beklagt, die für gut befundenen Massstäbe allgemein durchzusetzen. Das Internet lässt sich wie alle anderen Medien nicht kontrollieren, geschweige denn steuern. Es kann also höchstens darum gehen, alternative Angebote bereitzustellen, damit gewählt werden kann, was aber schliesslich gewählt wird bzw. welche Information als relevant betrachtet ist, bestimmt der Nutzer und ist seiner eigenen Verantwortung überlassen.

Die Publikation wird abgerundet durch die Präsentation von drei verschiedenen Online-Lernportalen, auf die hier nur noch kurz verwiesen werden soll. Alle drei sind interessante Beispiele der Möglichkeiten, die der Einsatz der Neuen Medien in der Geschichtswissenschaft eröffnet, und erschliessen sich wohl besser durch eigene Anschauung als durch Beschreibung. Es handelt sich dabei um das Online-Lernportal «geschichte-online», das eine umfassende Einführung in das wissenschaftliche historische Arbeiten bereitstellt, um das Projekt «adfontes», das sich stärker auf die Bedürfnisse von Archivbesuchern konzentriert und die Informationen und Lerntools am Beispiel des Stiftarchivs Einsiedeln darstellt, und um das Projekt «pastperfect», welches einen hypertextualen Zugang zum 16. Jahrhundert bietet.

Die vorliegende Publikation widerspiegelt Möglichkeiten, Geschichte und Internet zusammen zu denken und zeigt eine breite Palette von Überlegungen zu diesem Themenfeld auf. Sie zeigt auch deutlich, dass ein innovativer Umgang mit den Neuen Medien neue Möglichkeiten eröffnet, ohne jedoch in eine unkritische Euphorie zu verfallen, die im Zusammenhang mit neuen Technologien immer wieder sichtbar wird. Es wird aber ebenfalls deutlich, dass die Neuen Medien kein «Garant» für bessere Qualität sein können, letztlich spielen auch hier die gleichen Kriterien für Qualität wie bei den traditionellen Medien: Quellenkritik und eine reflektierte Distanz zum Gegenstand.